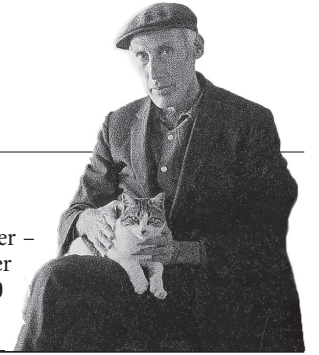


CHRIST IN DER GEGENWART



48

Ich widersage ...

Ist es nur ein Modethema oder steckt mehr dahinter? „Alle Welt“ spricht davon und wünscht sich: Resilienz. → 527

Die Seele erheben

Eine Wegbegleitung durch den Advent: Lectio divina mit den Antwortpsalmen der jeweiligen Sonntage. → 530

Eden im Zelt

Er war Schriftsteller, Beter, Suchender – ein Umhergetriebener: der „Dichter von Patmos“, Robert Lax. → 529

67. JAHRGANG FREIBURG, 29. NOVEMBER 2015

WWW.CHRIST-IN-DER-GEGENWART.DE

EINZELPREIS: 2,60 EURO 525

DER KOMMENTAR

Völkerwallfahrt?

Wir glauben doch eh alle an denselben Gott.“ Das ist das Mantra, das viele Christen auf ihren Lippen tragen. Katholiken meinen das besonders seit der Religionsdialog-Euphorie des Zweiten Vatikanischen Konzils und seiner progressiven, wohlthuenden und wohlmeinenden Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen: „Mit Wertschätzung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den einzigen Gott anbeten...“ Damals gab es jedoch keinen derart brutalen „Heiligen Krieg“ wie jetzt, mit global mehr als 32000 Opfern allein 2014. Die dschihadistischen Verbrechen extremistischer Muslime, die Andersgläubige als Ungläubige und keineswegs als Gläubige an denselben, einzigen Gott betrachten, müssten uns eines Besseren belehren. Besonders bitter ist, dass der extremistische Islam in der Hoch-Zeit der interreligiösen Gespräche, der vielen religionsübergreifenden Friedensgebete wie in Assisi aufblühte. Welch ein Schlag ins Gesicht der „Menschen guten Willens“ gerade auch unter frommen Muslimen!

Offenkundig haben jene Verständigungsbemühungen nur die obersten, bestgebildeten theologischen Gelehrten des Islam erreicht, nicht das Volk. Imame verschiedenster Schattierungen in Stadtteil wie Dorfmoscheen nicht nur Arabiens predigen unbeirrt traditionalistisch weiter, als habe sich nichts getan. Vielfach ziehen Wanderprediger umher mit radikalisiertem Einschlag. Sind Christen, die sich selber mühsam zu einem universalistischen und pluralistischen Gottesverständnis durchgerungen haben, einer Illusion aufgefressen? Mit Blick auf die traurigen Fakten muss man ernüchert feststellen: Ja. Der Religionsdialog mit dem Islam ist, was seine Durchdringungskraft nach unten anbelangt, gescheitert.

Benedikt XVI. meinte einmal, einen interreligiösen Dialog im eigentlichen Sinne, der mehr ist als nur ein Austausch der Standpunkte, könne man gar nicht führen, allenfalls einen interkulturellen. Möglicherweise ist das zu pessimistisch gedacht, vielleicht aber doch realistisch. Jedenfalls liegt es einzig und allein an den Muslimen, ein universalistisches Gottesbild für den eigenen Glauben zu entwickeln, so wie es auf katholischer Seite zum Beispiel ein Karl Rahner, ein Pierre Teilhard de Chardin, ein Leonardo Boff oder ein Hans Küng zuwege gebracht haben. Die Hoffnung auf eine Völkerwallfahrt zum einen und einzigen Gott aller, wie sie im Buch Jesaja – bezogen auf Jerusalem – besungen wird, ist jedenfalls weiter eine offene Frage: „Über dir geht leuchtend der Herr auf, seine Herrlichkeit erscheint über dir. Völker wandern zu deinem Licht und Könige zu deinem strahlenden Glanz... Alle kommen von Saba, bringen Weihrauch und Gold und verkünden die ruhmreichen Taten des Herrn.“ CIG

Am Bahnhof

Eine Geschichte vom Erwarten und vom Ankommen: im Leben und im Glauben.

Von Jakob Paula

Er hatte ihr versprochen wiederzukommen. Nach allem, was zwischen ihnen geschehen war, wäre alles andere auch undenkbar gewesen. Er war eine Verheißung, wie sie in ihrem bis dahin schon mit vielen Wassern gewaschenen Leben noch keine erlebt hatte. Sie scheute sich, von ihm als von ihrem „Neuen“ zu sprechen, so sehr unterschied er sich von den „Alten“. Vor anderen sprach sie von ihm als ihrem Freund, für sich selbst hatte sie eine andere Benennung gefunden; ein kostbares, altes Wort, an dem sie Gefallen gefunden hatte: mein Bräutigam.

Sie empfing die Nachricht auf ihrem Smartphone: „Komme heute Abend mit dem ICE aus Stuttgart. Ankunft München Hbf 19.27 Uhr. Bin um 20 Uhr bei Dir.“ Sie würde ihn am Bahnhof abholen. Das hatte sie sich gar nicht erst vornehmen müssen, so selbstverständlich schien es ihr, ihm entgegenzukommen. Ganz hellwach und ausgerichtet auf den Abend räumte sie ihre kleine Wohnung auf, bereitete ein Essen vor und machte sich zurecht. Weil sie nicht zu viel sagen

wollte – wo wäre da ein Ende gewesen? –, antwortete sie nur kurz: „Komm bald. Ich warte.“ In der U-Bahn, auf dem Weg zum Bahnhof, kam sie sich wie eine Fremde vor. Niemand machte den Eindruck, etwas vor sich zu haben, ein Ziel, eine Sehnsucht, ein Wozu... Alle Gesichter kamen ihr müde und schläfrig vor, jeder mit sich selbst beschäftigt. Am Ankunftsort der Züge herrschte dagegen der übliche Hochbetrieb. Die Vorweihnachtszeit hatte gerade begonnen. Viele trugen Einkaufstüten in beiden Händen. Man lief aneinander vorbei. Jeder ging für sich seinen Weg.

Verspätet

„Der ICE 599 aus Stuttgart, reguläre Ankunftszeit 19.27 Uhr, hat heute voraussichtlich zwanzig Minuten Verspätung.“ Sie war ein wenig hilflos, als sie diese Durchsage hörte, und musste ein paar Mal durchatmen. Dann sagte sie sich mit einer stillen Heiterkeit: So ist er nun einmal. Es ist nicht das erste Mal. Er lässt mich offenbar gern warten. Er allein konnte sich so etwas auf Dauer leisten. Vielleicht hatte er ganz einfach einen anderen Zeitbegriff.

Was tun? Sie ging zur „Internationalen Presse“ und warf einen Blick auf die Zeitungsüberschriften aus aller Welt. Nichts Aufregendes, die gewohnten Krisen und Affären. Sie ließ sich ein

wenig treiben vom Strom der Menschen. Ein Glühweinstand zog sie in Anbetracht der Kälte an, aber zu viele Leute standen an, so dass sie weiterging. Sie knöpfte mit Entschlossenheit ihren Mantel zu und suchte den Bahnsteig, auf dem der Zug einfahren sollte. Es war einer der langen Bahnsteige, und sie ging ihn bis ans Ende, hinaus aus der überdachten Halle unter den freien Himmel. Nur noch gedämpft waren die Geräusche des Bahnhofs zu hören. Sie zog die Kapuze über den Kopf und schaute in die Nacht. Für einen Augenblick kam sie sich wie ein Mönch aus einem Gemälde von Caspar David Friedrich vor oder wie ein Eremit, der ganz Erwartung ist.

Erst als sie die Durchsage hörte, dass der ICE aus Stuttgart nun in Kürze einfahren würde, ging sie rasch an den Bahnsteiganfang zurück und stellte sich in eine kleine Traube von Menschen, die offenbar auch auf jemanden warteten. Als die Ankommenden den Zug verließen und den Bahnsteig entlängelten, stellte sie sich auf die Zehenspitzen, machte sich so groß wie möglich und hielt Ausschau nach dem, den sie unter keinen Umständen übersehen durfte. Unwiderleglich war ihr klar: Ich bin ganz Braut, seine Braut.

„Richtet euch auf, und erhebt euer Haupt. Denn eure Erlösung ist nahe.“ ←



Foto: KNA-Bild



Die Facetten des Kaisers Nero und der Brand von Rom

Er gilt als Wahnsinniger, der Rom angezündet, Christen blutig verfolgt hat. Zugleich war er aber ein fähiger Richter und begnadeter Künstler. Eine Ausstellung in Trier befasst sich demnächst

mit den verschiedenen Seiten des römischen Kaisers. Auch sein Verhältnis zu den Christen wird beleuchtet, sagt Markus Groß-Morgen, Direktor des Museums am Dom (rechts). → 528

CHRISTLICHES ZEITGESCHEHEN

Die Grünen und der Islam

Bei den Grünen gibt es Vorbehalte gegen den Plan der nordrhein-westfälischen Regierung, die Islamverbände als Religionsgemeinschaften anzuerkennen. Bislang seien die vier großen islamischen Vereinigungen „national, politisch oder sprachlich, nicht aber bekenntnisförmig geprägt“, erklärten der Parteivorsitzende Cem Özdemir und der Bundestagsabgeordnete Volker Beck. „Wir sehen sie daher als ‚religiöse Vereine‘ und nicht als Religionsgemeinschaften im Sinne des Grundgesetzes. Zudem seien die Organisationen nicht repräsentativ und haben nur einen Bruchteil der rund vier Millionen Muslime in Deutschland als Mitglieder.“

Özdemir mahnte mit Blick auf die Attentate von Paris außerdem einen kritisch-reflektierten Umgang mit dem Islam an. „Ich kann es nicht mehr hören, wenn der eine oder andere Islamvertreter quasi ritualisiert erklärt, das alles hat nichts mit dem Islam zu tun.“

Kritisch gegen eine Anerkennung äußerte sich auch die Islamwissenschaftlerin und Religionspädagogin, zugleich Vorsitzende des Liberal-Islamischen Bundes, Lamyia Kaddor. Sie erklärte, sie warne seit mehr als zehn Jahren vor einer einseitigen Privilegierung konservativer islamischer Verbände. Es gehe um Vielfalt im Islam. „Die Muslime müssen dringend über inhaltliche Positionen sprechen.“

Nordrhein-Westfalen will die Verbände anerkennen, um die Durchführung des islamischen Religionsunterrichts zu erleichtern.

Kaffee und Zucker ohne Kinderarbeit

Die mexikanische Regierung hat Kinderarbeit auf Kaffeeplantagen und Zuckerrohrfeldern verboten. Damit sollen vor allem Minderjährige aus Guatemala geschützt werden, die häufig für Erntearbeiten in Mexiko eingesetzt werden.

Statt gegen Boko Haram in die eigene Tasche

Knapp zwei Milliarden Dollar soll Nigerias früherer Sicherheitsberater Sambo Dasuki veruntreut haben. Das Geld war ursprünglich für die Ausrüstung der Armee zum Kampf gegen die islamische Terrororganisation Boko Haram vorgesehen. Dasuki, der unter dem abgelösten Präsidenten Goodluck Jonathan sein Amt ausgeübt hatte, bestellte laut bisheriger Erkenntnis mit Scheinverträgen Kampffjets und Hubschrauber, die jedoch nie wirklich gekauft und nie geliefert worden sind.

Die nationale Armee beklagt seit langem die schlechte Ausrüstung, was auch eine schlechte Kampfmoral nach sich zog. Die angeforderten Truppen verzögerten oder verweigerten vielfach den Einsatz gegen Dschihadisten. Dabei war der Verteidigungsetat ständig aufgestockt worden. Auch innerhalb des Militärs wuchert die Korruption. Der neue Präsident Muhammadu Buhari hat die Verhaftung Dasukis angeordnet.

Franziskus I. sorgt sich um die „Erosion des Glaubens“

Papst Franziskus wünscht sich von der katholischen Kirche in Deutschland eine Neuausrichtung in der Seelsorge. In einem Text, den er den 67 Orts- und Weihbischöfen nach ihrem Besuch im Vatikan mit auf den Weg gegeben hat, heißt es: Es brauche eine „neue Evangelisierung“. Die Kirche müsse missionarischer werden. Denn es gebe eine „Erosion“ des Glaubens. Ja, es herrsche „lähmende Resignation“ im kirchlichen, religiösen Leben. Der Papst verweist auf die weithin leeren Kirchen am Sonntag sowie den Rückgang beim Sakramentenempfang. „Die Beichte ist vielfach verschwunden. Immer weniger Katholiken lassen sich firmen oder gehen das Sakrament der Ehe ein. Die Zahl der Berufungen für den Dienst des Priesters und für das gottgeweihte Leben haben drastisch abgenommen.“

Franziskus I. kritisiert – bei allem Lob etwa für das soziale Engagement der Katholiken – auch verschiedene verwaltungstechnische Maßnahmen der Bistümer, um dem Seelsorgenotstand entgegenzuwirken. Es gebe die „Tendenz zu fortschreitender Institutionalisierung“ sowie eine „übertriebene Zentralisierung“. „Es werden immer neue Strukturen geschaffen, für die eigentlich die Gläubigen fehlen.“ Die Bischöfe rief Franziskus auf, verstärkt ihre „Aufgabe als Lehrer des Glaubens“ wahrzunehmen. Dies bedeute unter anderem, die Theologen an

die „Treue zur Kirche und zum Lehramt“ zu erinnern. In der Seelsorge wünscht sich der Papst „mehr Berücksichtigung“ der Beichte. Zugleich mahnt Franziskus, den Priestern „die gebührende Bedeutung“ zukommen zu lassen und ihren Dienst, zum Beispiel durch den Einsatz von Laien, nicht etwa als überflüssig erscheinen zu lassen.

„Manches in Franziskus' Ansprache erinnerte an die Freiburger Rede seines Vorgängers Benedikt XVI., der 2011 vor allzu viel Organisation und Apparat in der Kirche und zu wenig lebendigem Glauben warnte“, bemerkte die „Katholische Nachrichten-Agentur“. Der ZDF-Journalist Jürgen Erbacher schrieb in seinem Blog: „An manchen Stellen wirkte die Rede des Papstes, als sei sie im vatikanischen Apparat entstanden und nicht unbedingt aus der Feder des Pontifex selbst. Viele für Franziskus typische Themen fehlten: die soziale Gerechtigkeit, der Umgang mit den (finanziellen) Ressourcen und der Blick auf die ‚Ränder‘ der Gesellschaft. Auch das Thema Ökumene wird mit keinem Wort angesprochen. Zwei Abschnitten Lob folgten fünf mahnende Abschnitte.“

Kardinal Reinhard Marx, Vorsitzender der Bischofskonferenz, bewertete trotz der päpstlichen Kritik den Besuch in Rom insgesamt positiv. Er wünsche sich ja gerade einen Papst, der Defizite benennt.

Fünfzig Jahre deutsch-polnische Versöhnung

Die Inflation der geschichtlichen Erinnerungen nahezu Tag für Tag macht leicht vergessen, welche wahrhaft welthistorische Wirkung von manchen dieser Geschehnisse ausging. Zum Beispiel vom Versöhnungsschreiben der polnischen Bischöfe vor fünfzig Jahren an ihre deutschen Amtskollegen. Damals waren erst zwanzig Jahre seit dem Angriffskrieg des nationalsozialistischen Deutschland, seit der Besetzung Polens vergangen, und Terror, aber auch Flucht und Vertreibung prägten noch traumatisch das Bewusstsein und das Unbewusste der Opfer. Die polnischen Bischöfe schrieben 1965 bewegend: „Wir strecken unsere Hände zu Ihnen hin in den Bänken des zu Ende gehenden Konzils, gewähren Vergebung und bitten um Vergebung.“ Die deutschen Bischöfe antworteten einige Tage später: „Mit brüderlicher Ehrfurcht ergreifen wir die dargebotenen Hände. Der Gott des Friedens gewähre uns auf die Fürbitte der ‚Regina pacis‘, dass niemals wieder der Ungeist des Hasses unsere Hände trenne!“

Nun ist bei einem gemeinsamen Gottesdienst und einem Festakt in Tschestochau dieser Versöhnung gedacht worden – mit Ausblicken auf Gegenwart und Zukunft. In einer gemeinsamen Erklärung wird auch an die für die Entspannungspolitik wegweisende „Ostdenkschrift“ der Evangelischen Kirche in Deutschland erinnert, die bereits zum 1. September 1965 veröffentlicht worden war. In Würdigung der

großen, mutigen Versöhnungsgestalten damals heißt es nun: „Das Geschenk der Versöhnung, das wir empfangen haben, schärft unseren Blick und lässt uns die Aufgaben besser erkennen, vor denen wir stehen. Den Kirchen in beiden Ländern ist es aufgetragen, die Zukunft aus dem Geist der erfahrenen Versöhnung zu gestalten. Dabei bleibt die Einheit Europas mit seinen christlich geprägten Grundlagen eine Aufgabe, an der wir als Kirche aktiv und intensiv mitarbeiten wollen. Wir sind Christen, wir sind Polen und Deutsche, aber wir sind gemeinsam Europäer!“

Der polnische Bischofskonferenz-Vorsitzende, Erzbischof Stanisław Gadecki, sagte, dass an diesem Tag die deutschen und die polnischen Bischöfe „Seite an Seite stehen...“, um zu sagen, dass wir versöhnt sind! Versöhnt in Christus und untereinander“. Für die deutsche Bischofskonferenz erklärte Kardinal Reinhard Marx mit Bezug auf die „neuen Tendenzen des Nationalismus“ und „der Selbstbezogenheit“ in Europa: „Viele glauben, die Probleme des eigenen Landes ließen sich leichter lösen, wenn man sich auf sich selbst zurückzieht.“ Aber: „Die europäischen Völker können die großen Probleme unserer Zeit nur gemeinsam lösen.“ Nur gemeinsam könnten auch die Kirchen dafür sorgen, „dass das große geistige und moralische Erbe des Christentums weiterhin auf unserem Kontinent wirkmächtig bleibt“.

Neuer ZdK-Präsident

Er galt nicht als Favorit. Ja, man habe ihm sogar geraten, zugunsten seiner Mitbewerberin, der niedersächsischen Bundestagsabgeordneten Maria Flachsbarth, auf seine Kandidatur zu verzichten. Dennoch ist Thomas Sternberg überraschend zum neuen Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) gewählt worden. Der 63-Jährige ist nordrhein-westfälischer CDU-Landtagsabgeordneter und kulturpolitischer Sprecher seiner Fraktion. Im Hauptberuf leitet er die Katholisch-Soziale Akademie Franz-Hitze-Haus in Münster. Im neuen Amt folgt er Alois Glück nach, der im Alter von 75 Jahren zurückgetreten ist.

„Manchem der 220 Delegierten war Flachsbarth doch zu sehr in den Regierungsbetrieb eingebunden“, vermutet die „Süddeutsche Zeitung“. „Und dann überzeugten das Profil und die Vorstellung des fünffachen Vaters aus Münster mehr als der Wunsch, mit einer Frau an der Spitze die Bedeutung der Frauen in der Kirche zu demonstrieren.“ Die „Frankfurter Allgemeine“ beschreibt den neuen Präsidenten so: Er verkörpere „weder einen Generationswechsel, noch warb Sternberg mit der Aussicht auf grundstürzende Reformen einer Institution, deren politische und gesellschaftliche Relevanz seit Jahren schwindet“. Er verkörpere vielmehr mit seinem Lebenslauf „die alten Tugenden des politischen Katholizismus: Bäckerlehre, Abendgymnasium, Studium von Germanistik, Kunstgeschichte und Theologie, Promotion in Alter Kirchengeschichte, über Jahrzehnte kommunal-, kultur- und gesellschaftspolitisch aktiv“. Mit seiner Bewerbungsrede schließlich habe Sternberg „das Zentralkomitee bei seiner politischen Ehre“ gepackt.

Nach seiner Wahl erklärte der neue Präsident: „Die katholischen Laien müssten eigentlich viel stärker und mit mehr Selbstbewusstsein in die politische Debatte gehen. Die Kernkompetenz der Bischöfe hingegen liegt im pastoralen Bereich. In letzter Zeit hatte ich den Eindruck, dass das ZdK mehr Pastoral, die Bischofskonferenz mehr Politik betreibt.“

Kirche ohne Grabenkämpfe

Die starke Spannung innerhalb der katholischen Kirche zwischen konservativen und progressiven Positionen wird nach Ansicht des neuen Linzer Bischofs Manfred Scheuer in Zukunft nachlassen, weil sich die Herausforderungen der Kirche in der Gesellschaft verändern. Die Jugend mache solche „Grabenkämpfe“ nicht mehr mit. Entscheidend sei die Frage, wie man heute mit dem Evangelium leben könne. Für die junge Generation stünden vor allem Fragen nach dem Gelingen von Zusammenleben, Sexualität und Familie im Vordergrund.

Scheuer, der in seiner Amtszeit als Bischof in Innsbruck sechs Frauen in Leitungämtern holte, erklärte auch: „Es ist wichtig, Laien – Frauen und Männer – in Führungspositionen zu verankern.“ Die Weihe von Frauen zu Diakoninnen sei für ihn „durchaus theologisch diskutierbar“.

Von Johannes Röser

Ich widersage...

Ist es nur ein Modethema oder steckt mehr dahinter? „Alle Welt“ spricht davon und wünscht sich: Resilienz.

Ich habe so etwas niemals gesehen. Ein Meer aus Menschen, Dantes Inferno, überall Blut. Wir gehen über Leichen, wir rutschen aus im Blut.“ So hat der Polizeiarzt und Chefmediziner der französischen Elite-Such- und Eingreifbrigade, die beim Attentat von Paris in den Konzertsaal Bataclan vordrang, den Schrecken auf „Spiegel online“ beschrieben. Selbst der in Horrorszenerien „erprobte“ Denis Safran war schockiert angesichts der Gräueltaten der muslimischen Extremisten. Viele Menschen, die das Massaker miterlebten, sind traumatisiert. Und selbst die „Unbeteiligten“, die sich bloß in der Nähe der Anschläge sowie der späteren Polizeieinsätze aufhielten, haben nach wie vor Probleme, das Ganze zu verarbeiten. Die Situation erschien unreal. Die Einwohner und die Besucher einer friedlichen, fröhlichen Metropole fühlten sich plötzlich wie im Krieg. Paris sei nunmehr eine „traumatisierte Stadt“, sagen Beobachter.

Der Psychologe Georg Pieper, ein Fachmann für Trauma- und Stressbewältigung, erklärte in der „Frankfurter Allgemeinen“, er sei gegen eine „inflationäre Verwendung des Begriffs Trauma“. Aber es sei „leider die angemessene Wortwahl“. Alle, die so etwas erleiden, fänden schwer ins normale Leben zurück. Aus therapeutischer Sicht sei es nach solchen Erlebnissen falsch, sich zurückzuziehen, sich abzuschotten, zu versuchen, damit allein fertigzuwerden. „Es ist ratsam, sich selbst und seinen relevanten Bezugspersonen die Gefühle der Verunsicherung einzugestehen, sich dann aber gegenseitig dabei zu unterstützen, Wege zur Bewältigung dieser schwierigen gesellschaftlichen Situation zu finden.“

Nicht nur die direkt Betroffenen, viele Menschen auch außerhalb Frankreichs sind momentan heftig erschüttert und beunruhigt, ob sich ein derartiges Grauen nicht jederzeit überall wiederholen kann.

Für Pieper ist es wichtig, zum „lähmenden Gefühl des Ausgeliefertseins und der Hilflosigkeit“ einen Gegenpol zu finden. Er bringt dazu indirekt auch das Religiöse mit ins Spiel, zumindest religiöse Symbolik. „Ich glaube sehr an die Wirksamkeit von Ritualen: gemeinsame Schweigeminuten, das Ablegen von Blumen, das Anzünden von Kerzen und Ähnliches... Auch dass Menschen weltweit Anteil nehmen, ihre Trauer und Solidarität ausdrücken, hilft den Menschen in Paris und stärkt uns alle... Wichtig sind Vieraugengespräche mit dem Partner, Freunden, der Familie.“ Hingegen sollte man es vermeiden, sich auf die Bilderflut des Terrors einzulassen. „Die Bilder brennen sich, je nach seelischer Verfassung, mehr oder weniger stark in unser Gedächtnis ein – und verstärken das Unsicherheitsgefühl nur noch weiter.“

Keiner ist ein „Teflon-Ich“

Die Frage, wie Menschen Schreckenserfahrungen aufarbeiten, mit Schicksalsschlägen wie Unfällen oder Krankheit fertigwerden, schwere seelische Belastungen überwinden oder zumindest besser steuern und neuen Lebensmut fassen können, beschäftigt die psychologische Forschung. Im Zeitalter der Volkskrankheiten Stress und Depression wurde – sogar bis in die Populärpsychologie hinein – ein Modewort erfunden, inzwischen weit verbreitet: Resilienz. Gemeint ist laut Duden Widerstandsfähigkeit oder Widerstandskraft. Der englische Begriff *resilience* bedeutet Unverwundlichkeit, Belastbarkeit, Spannkraft. In der Materialkunde wird damit die Eigenschaft von Stoffen oder Produkten bezeichnet, denen

Belastungen und Verformungen nichts anhaben können, weil sie danach wieder die ursprüngliche Gestalt annehmen.

Der Begriff wird allerdings längst auf vielerlei angewendet. Der Wissenschaftsjournalist Ulrich Schnabel schreibt in der „Zeit“: „Als ‚resilient‘ werden mittlerweile nicht nur Menschen bezeichnet, die große Krisen unbeschadet bewältigen, sondern auch Gruppen, Unternehmen oder Ökosysteme, die sich angesichts massiver Irritationen als stabil erweisen. Resilienz ist damit ein Begriff der Stunde. Denn herrscht derzeit nicht permanent Krisenbewältigung – von der Finanz- über die Krim- bis zur Flüchtlingskrise, nicht zu vergessen die Klima-, Fifa- und VW-Krise? Dazu kommen tausendfach die persönlichen Lebenskrisen wie Scheidung, Kündigung, Krankheit oder Tod.“

Manche Menschen können das besser bewältigen, andere nicht. Warum? Das interessiert die Wissenschaftler, Psychologen und Mediziner, aber nicht nur sie, sondern auch Militärs und Dschihadisten. Kann man Menschen für Kriegseinsätze oder Terrorereinsätze dahingehend trainieren, ja konditionieren, Stress und Angst, jedwede Gefühlsregung – auch Mitleid – auszuschalten?

An erster Stelle steht jedoch bisher das Interesse, Menschen in seelischer Not zu heilen beziehungsweise vorbeugend ihre Immunkräfte zu stärken. Schnabel warnt allerdings davor, angesichts eines modischen Resilienz-Geredes falsche Erwartungen zu wecken. „Wer sich etwa dank Resilienztraining für unangreifbar hält, könnte vom nächsten Schicksalsschlag böse

überrascht werden: Ein ‚Teflon-Ich‘, an dem alle Unbilden des Lebens abperlen, funktioniert nur in der Phantasie von Hollywood. Im wirklichen Leben dagegen sind wir alle verletzlich, durchleben bei Unfällen, Arbeitslosigkeit oder dem Verlust geliebter Menschen unweigerlich Angst, Trauer oder Selbstzweifel. Resiliente Menschen können diese Gefühle lediglich besser bewältigen; auseinandersetzen müssen sie sich damit wie alle anderen auch.“ Sogar für Lehrer erscheinen scharenweise Ratgeberbücher und gibt es Übungen, wie sie Resilienz erwerben und so besser mit den vielen extrem undisziplinierten Schülern und dauer-verhalten auffälligen Klassen umgehen können, die den Unterrichtenden durch Störungen das Leben schwer machen und oft genug schwere seelische Erkrankungen auslösen.

Die Kinder von Hawaii

Rätselhaft ist nach wie vor, weshalb manche Personen besser mit Krisen und Katastrophen zurechtkommen als andere, obwohl sie Ähnliches oder dasselbe erlebt haben. Was sind die aufbauenden Faktoren? Die frühesten erfahrungswissenschaftlichen Forschungsarbeiten gehen wohl auf die amerikanische Entwicklungspsychologin Emmy Werner zurück. Sie untersuchte seit Ende der fünfziger Jahre schwer vernachlässigte Kinder auf der Hawaii-Insel Kauai. Dort →

ZITAT DER WOCHE

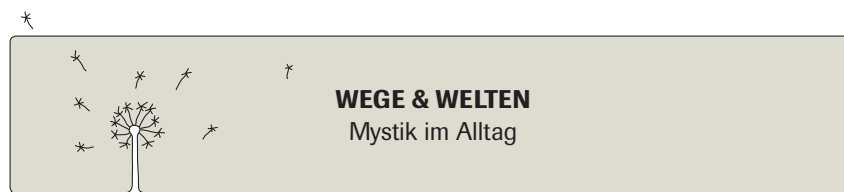
„Ich befinde mich im dritten Drittel meines Lebens, da wird Glaube für mich immer wichtiger. Ich glaube fest daran, dass das, was wir hier erleben, nicht alles ist. Ich glaube an eine höhere Macht, die ich Gott nenne. Ich glaube, dass da jemand ist, der pure Liebe bedeutet.“

Christoph Maria Herbst (Schauspieler; in der „Bunten“)

In den Alpenländern gibt es noch den Brauch der Herbergssuche. Ein Marienbild wird von Haus zu Haus gebracht, verbunden mit Gebeten und Wünschen. Man gibt der hochschwangeren Mutter Gottes Raum, dass ihr Kind glücklich zur Welt komme – und dessen Friede auch ins eigene Haus und Dorf und Herz. Advent heißt ja Ankunft. Was in Jesu Wirken damals aufgeblüht ist, soll endlich überall wahr werden. Er soll möglichst bald (wieder)kommen und endlich alles zum Guten richten – Inbegriff adventlicher, messianischer Erwartung.

Einer der Pfarrer dort sagt: „Diesen Brauch mit der Herbergssuche kann ich dieses Jahr nicht verwirklichen, denn die Gemeinde lehnt Flüchtlinge ab und will niemanden reinlassen; der Brauch würde ins Gegenteil verbogen.“ In der Tat: Schon Ankunft und Auftreten Jesu waren störend und hoch umstritten, ein „Zeichen des Widerspruchs“ von Anfang an (Lk 2,34).

Wie also soll man den Advent christlich beginnen und begehen, wenn so viele Migrantinnen und Flüchtlinge hier ankommen und womöglich doch nicht



Willkommenskultur

wirklich hereingelassen werden? „Das geht nicht an mich“, sagt man im Hessischen. „Das berührt mich nicht, da schotte ich mich ab.“ Mit den Tausenden von Flüchtlingen, die hereindrängen und so viel Angst und Abwehr auslösen, ist bekanntlich aber auch jene Willkommenskultur zur Welt gekommen, mit der viele gar nicht mehr gerechnet hatten. Die vermeintlichen oder wirklichen Störenfriede bringen offenkundig etwas mit, was ganz neue Kräfte mobilisiert. Und nicht selten schon wird der (gefürchtete) Fremde zum Gast, gar schon zum Freund. Wie also kann, wer sich der Flüchtlingsfrage nicht offen und im Mitleiden offensiv stellt, ernsthaft die Ankunft Christi erhoffen und erwarten? Nachdrücklich begrüßt und

erwartet, „gesegnet ist, der da kommt im Namen Gottes, des Herrn“! Der freilich ist nicht nur für eine Überraschung gut. Er kommt nämlich mit Vorliebe inkognito, in Gestalt seiner geringsten Brüder und Schwestern (vgl. Mt 25,31–46).

Diesem Fremden – nicht nur aus Nazaret – Herberge und Heimat zu gewähren, ist durchaus riskant. Aber auch ohne jede bessere Alternative. Denn in der Gastfreundschaft für ihn und seine geringsten Brüder und Schwestern ist es Gott selbst, dessen Güte kommt. Da gelten die Verse des Dichters Konrad Weiß: „Denn so groß ist kein Mangel wie Gottes Ankunft.“

Paradox in diesem Nachdenken über adventliche Willkommenskultur kommen die banalen Alltäglichkeiten mit ins Spiel:

Der Briefkasten ist ja auch ein Ort der Ankunft. Da kommt mir gerade jetzt die Hochglanzbroschüre der Bischofskonferenz ins Haus: „Im Heute glauben“ sammelt Ergebnisse eines vierjährigen Gesprächsprozesses von 400 ausgewählten Vertretern der katholischen Kirche hierzulande (von Dialog durfte man ja nicht reden). Es sind eine Menge respektable Leit- und Vorsätze, Plakate und Imperative – ganz unter sich freilich und ohne Stimmen von „außerhalb“, zudem völlig grundsätzlich und – vielleicht notgedrungen – nur abstrakt, aufwendig mit Farbfotos gestaltet. Beigelegt ist ein Gebetszettel zum Jahr der Barmherzigkeit mit einem Bild, dessen ästhetische Qualität gestriger nicht sein könnte. Abgesehen von der Frage, wie derlei finanziert wird: Ginge es nicht ein bisschen konkreter, mutiger, gefährlicher? Alles ist so schrecklich abgeklärt richtig und wahr! In der Mitte liegt die Wahrheit – begraben. Der Advent Christi jedenfalls und nicht zuletzt der seiner geringsten Brüder und Schwestern brächte eine Unruhe ins Haus, die nach Herbergen namens Kirche suchen lässt. *Gotthard Fuchs*

Vom Brandstifter zum Krisenmanager

Kaiser Nero gilt als Brandstifter und Tyrann. Doch er war auch ein talentierter Künstler und Krisenmanager. Drei Trierer Museen bereiten nun eine Ausstellung vor, die ab Mai 2016 ein differenziertes Bild zeichnen soll.

Flammen. Überall Flammen. Der Horizont ist rot gefärbt, als Kaiser Nero die Terrasse seines römischen Palastes betritt. Nero streift ein Trauergewand über, ergreift seine Leier und kündigt dem Gefolge ein großes Lied an. „Ich muss mit jenen in Wettbewerb treten, die den Brand von Troja besungen haben“, sagt Nero. Er ist überzeugt: „Mein Lied muss größer sein, denn Rom ist größer als Troja“. Es ist eine Schlüsselszene aus „Quo Vadis?“ von 1951. Peter Ustinov spielt einen großwahn-sinnigen Herrscher. Der Monumentalfilm prägt bis heute das Bild eines tyrannischen Kaisers, den die Geschichte zum Antichristen machte. Doch hält diese Sicht noch der historischen Forschung stand?

Eine Postkarte von Ustinov als Nero liegt auf dem Schreibtisch von Markus Groß-Morgen. Der Direktor des Museums

am Dom in der Trierer Altstadt weiß um den wirkmächtigen Eindruck, der noch immer in der Öffentlichkeit vorherrscht. Sein Haus bereitet nun zusammen mit zwei anderen Museen die nach eigenen Angaben erste große Ausstellung zu dem Kaiser außerhalb Roms vor.

Das Schicksal des Kaisers, der von 54 bis 68 nach Christus regierte, ist eng mit jenem Brand im Juli 64 verwoben, der zahlreiche Viertel der Ewigen Stadt verwüstete. Schon früh kamen Gerüchte auf, der Kaiser habe Rom angezündet, um Platz für eigene Bauprojekte zu schaffen. Mit dem beliebten Mythos räumt die Althistorikerin Katharina Ackenheil auf: „Es ist weitgehend Konsens, dass Nero Rom nicht angezündet hat.“

Die Sündenböcke: Christen

Katharina Ackenheil ist eine der Kuratorinnen. Sie arbeitet im Trierer Rheinischen Landesmuseum am Konzept der Ausstellung und kündigt an, dass der Brand des Jahres 64 eine wichtige Rolle spielen wird. So werde das Museum erstmals mit Brandspuren versehene Fundstücke zeigen, die erst jüngst in Rom ausgegraben wurden. Die Alltagsgegenstände, darunter Tonkrüge, sollen das Leben der

urbanen Bevölkerung im ersten Jahrhundert illustrieren. Das Feuer brach aus Sicht heutiger Forscher auf natürliche Weise aus, und Ackenheil bescheinigt Nero ein gutes Krisenmanagement: „Er hat sich effektiv um die Brandbekämpfung gekümmert, neue Bauverordnungen erlassen und die Feuerwehr neu strukturiert.“ Doch die Gerüchte, der Kaiser selbst sei der Brandverursacher, waren gefährlich. Um sich zu schützen, schob er die Verantwortung den Christen in die Schuhe.

Viele Angehörige des jungen Glaubens, auch Petrus und Paulus, wurden hingerichtet. Doch war Nero der erste systematische Christenverfolger? Man müsse genauer hinschauen, meint Groß-Morgen. Die verschworene kleine Gemeinschaft der Christen habe sich in der Gesellschaft verdächtig gemacht, da sie den Kaiserkult abgelehnt und weitgehend im Geheimen gelebt habe. „Es war normale kaiserliche Politik, dass man von sich ablenkt und versucht, Sündenböcke zu finden“, erklärt der Museumsleiter. Unter allen römischen Kaisern seien insgesamt zwischen 6000 und 8000 Christen hingerichtet worden; viele jedoch auf grausame Weise, etwa durch Verbrennen. Nero sei aber kein wirklicher Feind des

Christentums gewesen. Ihn daher als den ersten systematischen Christenverfolger zu dämonisieren, sei aus heutiger Sicht nicht mehr gerechtfertigt, so Groß-Morgen. Das Museum am Dom werde daher im kommenden Jahr auch das Thema „Nero und die Christen“ beleuchten. Es gebe bereits mündliche Zusagen für Exponate aus vielen deutschen Museen, aber auch aus Rom, Neapel, London und Le Havre.

Der Kaiser als Sänger

Die Trierer Schau, versichern die Macher, will kein völlig neues Nero-Bild entwerfen. Sie zeigt auch den grausamen Tyrannen, der seine Mutter töten ließ. Doch manche alten Klischees sollen widerlegt werden. Etwa, dass Nero ein schrecklicher Sänger gewesen sei: In Wahrheit habe er Talent gehabt und seine Stimme viel trainiert. „Darüber hat er aber seine Aufgaben als Kaiser vernachlässigt“, sagt Katharina Ackenheil.

Die Kuratorin kennt die Szene aus „Quo Vadis?“, als der Wahnsinnige in schiefer Tonlage singt: „Nehmt dieses Rom, oh Flammen, verbrennt es!“ Den Oscar habe Ustinov verdient, sagt Katharina Ackenheil. Nun aber seien die anderen Seiten Neros zu präsentieren. *Michael Merten*

Ich widersage ...

→ herrschten Alkoholismus und Armut. Viele Kinder wurden von ihren trunksüchtigen, psychisch kranken Eltern schwerst misshandelt. Zwei Drittel dieser Kinder, so berichtet Schnabel, wurden später selber gewalttätig, alkoholsüchtig, seelisch krank. Doch jedem dritten Kind konnte die soziale und seelische Hölle nichts anhaben. Sie wurden – anders als ihre Altersgenossen – nicht krank, nicht straffällig, ergriffen normale Berufe, gingen mit anderen Menschen gesunde Beziehungen ein, nahmen ihr Leben in die Hand. Das Geheimnis dieser starken Persönlichkeiten war: „Alle hatten wenigstens eine Vertrauensperson, die sie liebte und unterstützte und auf die sie sich verlassen konnten. Egal ob Geschwister, Großmutter oder Lehrer – entscheidend war, dass die Kinder die Erfahrung machten, dass wenigstens ein Mensch an sie glaubte, ihnen half und ihnen etwas zutraute. Das erlaubte ihnen, auch an sich selbst zu glauben.“

Anders als das große „Man“

Schon in diesen frühen Untersuchungen zeigte sich, was psychologische wie neuro-wissenschaftliche Folge-Studien bestätigt haben, was im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs über frühkindliche Fremderziehung jedoch gern verdrängt wird: Die ganz frühen Beziehungserfahrungen „sind zentral für den Aufbau eines gesunden Selbstwertgefühls – und damit für die Fähigkeit, mit Schwierigkeiten und Krisen umzugehen. Auch bei Erwachsenen erweisen sich soziale Beziehungen als wichtigste Ressource seelischer Widerstandskraft.“

Freunde und nahe Verwandte sind die wichtigsten Bezugspersonen. Die Familie steht an erster Stelle. Der „Zeit“-Beitrag

nennt einen weiteren bedeutenden Faktor: den Glauben, die kirchliche, gottesdienstliche Gemeinde. Verwiesen wird auf den Soziologen Hartmut Rosa, der erkundet hat, dass kaum etwas für den sozialen Homo sapiens so wichtig ist wie das Gefühl, mit anderen verbunden zu sein, als Individuum gesehen und anerkannt zu werden. Der Mensch sei ein „Resonanzwesen“. Schnabel vermutet, dass auch eine starke Naturverbundenheit, Liebe zur Musik, Kunst oder Wissenschaft Resilienz befördern. Besonders aber die Religion, ein tiefer religiöser Glaube. Zitiert wird Margot Käßmann, die wegen Alkohols am Steuer ihr Amt als Landesbischofin in Hannover und als Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland aufgegeben hat, aber tröstend sagte: „Man fällt nie tiefer als in Gottes Hand.“ Immer wieder bestätigt sich, dass die Hoffnung auf Gott in schwierigen und schwersten Momenten die Menschen erhebt.

Das gelingt freilich nicht automatisch. In der „Bild-Zeitung“ erklärte neulich der Sekretär von Benedikt XVI. und Präfekt des sogenannten Päpstlichen Hauses, Kurienerzbischof Georg Gänswein: „Der Glaube hilft mir, die Lasten des Lebens besser zu tragen – und eine solche Last, die wohl jeder Mensch schon einmal gespürt hat, ist eine Krankheit.“ Der Glaube unterstütze den Menschen darin, „Kranksein als etwas zu sehen, was zum Leben dazugehört, aber nicht das letzte Wort hat. Das letzte Wort hat der Glaube, der Hoffnung schenkt ... Die innere Einstellung zu einer Krankheit kann Einfluss auf deren Verlauf nehmen. Einen Automatismus gibt es freilich nicht in dem Sinne: Ich glaube, dass ich morgen gesund bin, und weil ich das glaube, muss es auch funktionieren. Aber in der Tiefe hilft es, denn ich weiß, dass Gott für mich das Beste will.“ Dass in ei-

ner Lebenskrise Zweifel aufkommen, sei normal und menschlich. Aber der Zweifel müsse nicht das letzte Wort haben, wenn die Einsicht wächst, „dass Gott größer ist als der Zweifel“.

Resilienz weckt aber nicht nur in Krisen Widerstandskraft. Sie hilft – aus dem Glauben – dem Individuum auch, sich nicht allem anzuliefern, was das große gesellschaftliche „Man“ so meint, denkt, glaubt, liebt. Christsein erweist sich immer wieder als eigenständig, anders, als es der Mainstream der Moden verheißt und anpreist. Passt euch dieser Welt nicht an! Papst Benedikt XVI. sprach in seiner berühmten Freiburger Konzerthausrede von der – gesunden – Entweltlichung, in der sich der Mensch und Christ ein eigenes Gewissensurteil bildet gegenüber dem und auch gegen das, was gang und gäbe ist. Gilt dieser gesunde Eigensinn, dieser notwendige Widerstand auch gegenüber dem, was innerkirchlich, in der Glaubensgemeinschaft „politisch korrekt“ und üblich ist?

Resilienzzeit Advent

Regelmäßig wiederkehrende religiöse Bußzeiten sind Umkehrzeiten, Resilienzzeiten, in denen der Mensch seine Abwehrkräfte stärken und neues Selbstbewusstsein gewinnen kann durch Gewissenserforschung, Fasten, Beten, Askese, Almosengeben. Eine derart dichte Zeit positiver Entsagung steht mit dem Advent bevor. Er gibt die Chance, Resilienz zu erwerben, selbst wenn die gesellschaftlich und ökonomisch inszenierte sogenannte Vorweihnachtszeit bevorzugt auf Schwächung dieser Kräfte durch Umtriebigkeit setzt.

Als antiquiert, anachronistisch wirkt heutzutage in der Taufliturgie ein Ritus, der ein Resilienz-Versprechen ist, dem Bösen zu widerstehen: „Widersagst du dem Bösen, um in der Freiheit der Kinder Gottes

leben zu können? – Ich widersage. Widersagst du den Verlockungen des Bösen, damit es nicht Macht über dich gewinnt? – Ich widersage. Widersagst du dem Satan, dem Urheber des Bösen? – Ich widersage.“ Im Sinne des Traumapsychologen Georg Pieper kann allerdings wohl auch ein solches Ritual nachhaltig innere Wirksamkeit entfalten.

Resilienzkraft des Vertrauens werden freilich noch besser positiv geweckt, durch eine frohe Botschaft, wie es ein beliebtes Taizé-Lied vorschlägt: „Meine Hoffnung und meine Freude, meine Stärke, mein Licht, Christus, meine Zuversicht, auf dich vertrau ich und fürcht mich nicht, auf dich vertrau ich und fürcht mich nicht.“

Der Gesang in ständigen Wiederholungen ermutigt auch, Schwäche zuzulassen, vor Gott Schwäche zu zeigen. Denn der Mensch als erschüttertes Wesen ist oft armselig, klein, sündig, dabei aber nicht gebrochen. In der Schwäche erweist sich Gottes Kraft. Womöglich erwachsen selbst in Zeiten der Säkularisierung, der Gottvergessenheit die besten Resilienzkraft weiter aus dem Glauben. Vielleicht ist die modisch-inflationäre Sorge der westlichen Gesellschaften und Kulturen um „Resilienz“ sogar bloß ein natürlicher, unbewusster Reflex darauf, dass man die beste Immunisierung gegen das Böse und für das Leben verdrängt, ja vergessen hat: die Sinnstiftung durch Religion. Resilienz ist außerdem keine neue Erfindung. Schon das Markusevangelium wusste darum und beschrieb in Bildern, was dem Menschen beste Widerstandskraft verleiht: „Denn jeder wird mit Feuer gesalzen werden. Das Salz ist etwas Gutes. Wenn das Salz die Kraft zum Salzen verliert, womit wollt ihr ihm seine Würze wiedergeben? Habt Salz in euch und haltet Frieden untereinander!“





**ZUM
INNEREN LEBEN**

Lauschen

Lange haben wir das Lauschen ver-
lernt! / Hatte er uns gepflanzt, einst
zu lauschen / Wie Dünggras gepflanzt,
am ewigen Meer“

So beginnt ein Gedicht der Jüdin
Nelly Sachs, das sie auf einen Text des
Propheten Jesaja hin geschrieben hat.
Was wäre zu hören, wenn wir unser
Ohr darin übten, die unscheinbaren,
die allerfeinsten Töne noch wahrzuneh-
men? Was erlauschten wir dann in der
Stille der Vorgänge, wie Jesaja sie er-
zählt? Denn am lärmenden Alltag vor-
bei bewegt sich hier das, was im Ver-
borgenen sachte geschieht. Wenn wir
nicht anhalten, aufmerken, lauschen,
wird uns entgehen, was unsere Seele
vernimmt, sobald sich der Schlüssel im
Kerkerschloss dreht.

„Er wird nicht schreien noch rufen.
Und seine Stimme wird man nicht hö-
ren auf den Gassen. Das geknickte Rohr
wird er nicht zerbrechen, und den glim-
menden Docht wird er nicht auslö-
schen. – Ich habe ihm meinen Geist
gegeben.“ Jesaja schickt unseren sehn-
süchtigen Sinnen Zusagen Gottes vor-
aus. Immer dann, wenn wir uns zu ih-
nen hinwenden, ereignen sie sich. Als
verschwiegene Zeichen des Werdens.
Sanfteste Gesten der Macht. Säuselnder
Wind. Geist Gottes.

Nelly Sachs hat ihr Ohr an die Worte
Jesajas gelegt. Sie tastet sich an der fra-
gilen Verheißung entlang: „Und ihr
werdet hören / Durch den Schlaf hin-
durch / Werdet ihr hören / Wie im
Tode / Das Leben beginnt.“

Angelika Leonhardi aus: „Mit der Bibel
durch das Jahr“ (Kreuz / Katholisches
Bibelwerk, Freiburg/Stuttgart 2014)

Stunde Jetzt

Die christliche Hoffnung richtet sich
nicht auf einen Sankt-Nimmer-
leins-Tag. Sie ist keine utopische Fern-
erwartung. Die Hoffnung auf die An-
kunft Christi richtet sich auf das Jetzt:
Jetzt ist die Zeit; jetzt ist die Stunde.

Walter Kasper in: „Bedenke dein
Geheimnis“ (Verlag Katholisches Bibel-
werk, Stuttgart 2015)

Komm mir entgegen

Gott, ich komme mit meiner Sehn-
sucht nach Leben zu dir. Du
kennst mich und weißt, was mich um-
treibt. Vor dir ist nichts verborgen. Vor
dir darf ich sein.

Ich glaube, dass dein Geist in mir
lebt und mich bewegt. Bist du selbst in
meiner Sehnsucht verborgen? Bist du
selbst Sehnsucht – Sehnsucht nach mir?
So komm mir entgegen.

Petra Stadtfeld aus: „365mal Gottes
Wort“ (Stiftung Haus der Action 365,
Frankfurt am Main 2015)

Eden im Zelt

Er war Schriftsteller, Beter, Suchen-
der und ein Freund von Thomas
Merton: eine Erinnerung an den
„Dichter von Patmos“ Robert Lax.

Von Engelbert Groß

Robert Lax (1915–2000) ist in der
zeitgenössischen Literatur hierzu-
lande immer noch einer der großen
Unbekannten. Am 30. November wäre der
Amerikaner hundert Jahre alt geworden.
Geboren in Olean, im Bundesstaat New
York, als Sohn österreichischer Juden, wird
er zuweilen „der Dichter von Patmos“ ge-
nannt. 1964 hatte er sich auf dieser griechi-
schen Insel niedergelassen, dieses felsige
Eiland der biblischen Johannes-Offenbar-
ung (Offb 1,9). Lax lebte hier als Einsied-
ler, zurückgezogen und doch volksnah,
eher zu einfachen Menschen hingezogen
als zu vornehmen.

Hinter ihm lag eine quirlige Zeit des Su-
chens, die in den vierziger Jahren an der
New Yorker Columbia-Universität begon-
nen hatte. Zu den Freunden gehörten Ed-
ward Rice, ein begabter Zeichner und Autor,
Robert Gibney, ein schmerzvoll und sarkas-
tisch nach religiösem Glauben suchender
Schriftsteller, Robert Gerdy, Student der
scholastischen Philosophie, und der spätere
Trappistenmönch Thomas Merton. Rice war
katholisch, Merton evangelisch, die anderen
entstammten jüdischen Familien.

Künstlerische Absichten, Suche nach Le-
benssinn, Reisen und ständige Jobsuche wa-
ren in dieser Clique prägend. Schreiben,
Meditieren, Singen, Trommeln, Jazz – „all
diese expressiven Sachen“ (Lax) fanden ihr
Interesse. „Wohin wir auch traten, gähnte
vor unseren Füßen der Abgrund und machte
uns schwindelig“, schrieb Thomas Merton.

Neue spirituelle Quellen

Er und die anderen erwogen es, katholisch
zu werden. Die Familie von Lax war religiös
liberal. Hatte sich der Sohn zunächst von der
jüdisch-mystischen Spiritualität der Kabbala
angezogen gefühlt, war der Kontakt mit den
Franziskanern an deren Sankt-Bonaventura-
Universität in der Nachbarschaft seiner
Familie ebenfalls religiös anregend. Ein frü-
hes Foto zeigt Lax bei der Arbeit mit einem
Pferdegespann beim Mülltransport auf dem
Gelände des Bettelordens. Bei den Nachfol-
gern des heiligen Franziskus fand er die Spi-
ritualität des Einfachen, des Kleinen und
Schlichten, im Respekt vor allem, was lebt.
Er wünschte sich, das Leben armer Leute zu
teilen. 1941 trat Lax deshalb eine Stelle im
„Friendship House“ an, einer kirchlichen
Einrichtung für schwarze Verwahrloste und
Behinderte in Harlem.

Lax besuchte 1943 Thomas Merton im
Kloster. Dieser war 1938 katholisch und
Trappist in der Abtei Gethsemani im Bun-
desstaat Kentucky geworden. Lax berichtete
dem Freund, er sei neulich katholisch ge-
tauft worden. Die Freundes-Clique spottete:
„Du bist Jude gewesen und bist jetzt Katho-
lik. Jetzt fehlt nur noch, dass du dein Ge-
sicht schwarz machst wie ein Neger. Dann
vereinst du in dir alle drei Dinge, die die
Südstaatler hassen wie die Pest.“ Das lässt

ahnen, aus welchem geistigen Milieu die
jungen Konvertiten aufgebrochen waren.

Thomas Merton hat sich ausführlich
über sein Katholisch-Werden geäußert. Bei
Lax hingegen fahndet man danach verge-
bens. Zu seiner Zeit gab es jedoch im eng-
lischsprachigen Raum etliche berühmte
Schriftsteller, die sich für das Christentum
in seiner katholischen Form interessierten
und in die Kirche eintraten: T. S. Eliot
(1888–1965), Evelyn Waugh (1903–1966),
Graham Green (1904–1991). Gertrud von
le Fort (1876–1971), ebenfalls Konvertitin,
brachte womöglich Gemeinsames zum
Ausdruck, als sie über die Kirche hymnisch
schrieb: „Ich bin wie eine Schwalbe, die im
Herbste nicht heimfand ... Du bekennst
Ewigkeit, und deine Seele erschrickt nicht
... Du grünst in deinem Vermessen wie eine
Palme in der Wüste, und deine Kinder sind
wie ein Feld voller Ähren!“

Wer Robert Lax auf Patmos nachspürt,
kann drei spirituelle Quellen feststellen: jüdi-
sche Kabbala, franziskanischen Katholizis-
mus, fernöstliche Mystik. Bei einem meiner
letzten Besuche traf ich mich mit zwei jun-
gen Freunden des Dichters zum Abendessen.
Als der Tisch gedeckt war, lud einer zum
Tischgebet ein. Das Ritual hatten die beiden
Maler, etwa dreißig Jahre alt, bei ihrem väter-
lichen Freund gelernt. Einer betete: „Wir
haben uns getroffen. Wir sind hier, sind einan-
der geschenkt. Dieser Tisch ist hier. Brot und
Fisch, Wasser und Wein sind hier. Bob Lax
ist hier. Er lebt in uns. Er lebt durch uns.
Diese Gemeinschaft leben wir. Für diese Ge-
meinschaft jetzt danken wir. Wir danken“ –
leben vom Tisch, leben von Gnade.

Lax lebte diese zurückhaltende Fröm-
migkeit, die nicht so sehr kirchenamtlich-
liturgisch geprägt, vielmehr personal-kon-
templativ ausgerichtet war, innerlich, aber
keineswegs versteckt. Sie war nicht konfes-
sionalistisch eng, sondern interreligiös
weit: „Unsere Oberflächen sind unter-
schiedlich, doch unsere Zentren sind eins.“

Auf die Frage „Glaubst du, dass Beten das
Wichtigste ist, was man im Leben tun
kann?“ antwortete Lax: „Ja. Und wenn du
das wirklich glaubst und beginnst, deine
Überzeugung in die Praxis umzusetzen,
dann wird es zur zweiten Natur... Ich
glaube, dass das Gebet ein Weg ist, unmit-
telbar Gutes für alle Dinge an allen Orten zu
tun. Es ist ein Weg, überallhin sofort Liebe
auszusenden. Es ist eine Kraft, zu der jeder
Zugang hat, und es kann die Welt verändern.
Beten macht alles, was du tust, wirklicher,
beständig, bedeutungsvoll und fruchtbar.
Durch das Gebet blüht und fließt einfach al-
les. Es ist ein Weg zu leben und zu geben.“

Robert Lax hat seine Welt und sich
selbst ins Gebet genommen, auch dichtend.
Ich fragte Ulf und Nikos, die beiden Maler-
freunde, wie Lax' Religiosität ausgesehen
habe. Wie aus der Pistole geschossen ant-
worteten sie: „Menschen lieben! Beten
ohne Unterlass, also: hell im Moment da
sein, aufmerksam im Jetzt präsent!“

Im „Friendship House“ mit verwahrlos-
ten und behinderten Schwarzen arbeiten,
allerlei journalistische Tätigkeiten verrich-
ten, Filmkritiken verfassen, für Zeitschrif-
ten Gedichte schreiben, in Hollywood in
den Goldwyn-Studios in der Drehbuchab-

teilung arbeiten: Robert Lax suchte sich, die
Welt und den Sinn. Dabei kam er zum Bei-
spiel auch mit Jack Kerouac (1922–1969)
zusammen. In diesem führenden Vertreter
der sogenannten Beat-Generation, die sich
literarisch und musikalisch gegen das
spröde Verbürgerlichte, Vertrocknete, Leb-
lose der amerikanischen Gesellschaft wan-
dte, begegnete Lax einem ebenfalls ru-
helos Suchenden – „On the Road“ (Auf der
Straße) lautet dessen berühmtestes Buch –,
der ins Schreiben ebenso vernarrt war wie
Lax. Er thematisierte den Schrei nach Le-
ben und machte eine neue Ethik der
Freundschaft und Solidarität zum Pro-
gramm. Sie wurden Freunde.

Neue Paradiese erfinden

Andere Freunde fand er in der Zirkuswelt.
Sie bildete eine wichtige Metapher seiner
Arbeit und seiner Lebensgestalt. Von Pat-
mos aus machte er sich auf den mühsamen
Weg nach Athen, wenn dort ein namhafter
Zirkus gastierte. Literarisch bestimmend
war für Robert Lax sein Weg mit der Zir-
kusfamilie Cristiani durch den kanadischen
Westen. Als „Mädchen für alles“ stellte er
sich unter den Anspruch, Arbeit als höchste
Kunst anzustreben. Der Welt des Zirkus
widmete er das Werk „Circus of the Sun“.

Darin ist die Artistenwelt ein Bild der
Weltschöpfung: Ankunft am Ort frühmorgens,
Aufbau des Zelts, Proben am Nachmit-
tag, Vorstellung am Abend, Abbau des Zelts,
Aufbruch, nächtliche Wagenfahrt. Die Su-
che verwirklicht sich durch das „im Moment
drin“ Sein, durch genaues, feines und sensib-
les Beobachten, dem Moment die Ehre Ge-
ben, ihn sich selbst und dem Kosmos zuord-
nen. In „Circus of the Sun“ erzählt er in
einem Prosagedicht vom Jongleur Rastelli:

„Er starb / Sagte Oscar mit leiser ge-
heimnisvoller Stimme / Im Alter von
33 Jahren / Das Alter des Herrn / ... Rastelli
war Jongleur und eine Art Sonne / Seine
Keulen und Flammen und Reifen / Um-
kreisten ihn wie Planeten / Gehorchten und
erwarteten seine Befehle / Er bewegte alle
Dinge nach ihrer Natur: / Sie waren bereit,
als er sie fand / Doch er bewegte sie gemäß
ihrer Liebe / ... Da er sah, dass die Welt zu
tanzen bereit war, / Liebte Rastelli die
Schöpfung / Und durch die Schöpfung den
Schöpfer / Und durch den Schöpfer erneut
die Schöpfung / Und durch die Schöpfung
den Herrn / Er liebte die Welt und was er
jonglierte, / Er liebte die Menschen, für die
er jonglierte / ... Jongleur und Liebender /
Träger von Licht / So lebte und starb er in
der Manege / Tanzte schicklich / Und be-
wegte alle Dinge nach ihrer Natur / Und
dort, vor dem Herrn, tanzt er noch stets.“

Über die Zirkuswirklichkeit sagte Bob
Lax: Zirkusleute „erfinden neue Paradiese.
Wir, die wir von Stadt zu Stadt ziehen, tragen
Eden in unserem Zelt mit uns und bringen
seine Wunder zu Kindern, die ihren Traum
von Heimat verloren haben.“ Dieses Leben
war für Lax ein Abbild des Paradieses, eine
aufgeweckte Schöpfung, eine tanzende Er-
findung, elegante Gestaltung, als ehrfürch-
tige Liebe, als belebendes Hoffen, als neues
Eden. In den Bewegungen der Zirkuswelt
und der Artisten scheint Göttliches auf. Im
„Träger von Licht“ tanzt, wirbelt und →

→ strahlt jener göttliche Modus auf, der Schöpfung heißt und auf seiner Innenseite Liebe ist. Rastelli verkörpert dieses Weltbild der Schöpfung. Er ist zudem ein Abbild Jesu, der die Welt zum Tanzen bringt, hinein in eine „neue Schöpfung“ (vgl. 2 Kor 5,17; Gal 6,15). Thomas Merton und Jack Kerouac waren davon begeistert. Ernesto Cardenal, der nicaraguanische Priester, Dichter und Politiker, übersetzte es ins Spanische.

Der Autor übertrug seine Zirkuserfahrung auf sich selbst und den Alltag. Für ihn galt nicht die Ansicht seines Maler-Freundes Ed Reinhardt (1913–1967): „Kunst ist Kunst.“ Robert Lax lebte und erlebte, dass Kunst im Leben „hängt“ und das Leben in der Kunst. Das galt für ihn so sehr, dass er sein Schreiben als religiösen Akt begriff, als Hingabe an die Welt, die er alltags wahrnahm: bei den Fischern, beim Krämer Pantelis, bei den Angestellten im Postamt, beim Herumwandern am Kai, beim Schwimmen im Ägäischen Meer und bei seiner faszinierenden Weite, beim Treppensteigen hinauf zu seiner Klausur genauso wie beim Treffen seiner jungen Malerfreunde.

Der Augenblick der Silbe

Im kleinen Hof vor seiner Klausur hielt und umsorgte Robert Lax eine eindrucksvolle Schar von Katzen. Manche nannten den Weg an der Klausur „Katzensträßchen“. Auch heute noch genießen dort die Tiere die behagliche Wärme der Sonne. Sie sind ein leibhaftiger Text des Dichters, ein kontemplatives Gewirk, ein sinnendes Gedicht. Katzen leben im Augenblick. „Jeder Moment hat etwas Heiliges an sich. Also läuft alles darauf hinaus, mit dem Moment sorgfältig umzugehen.“ Und meint das Lateinische *momentum* nicht bewegende Kraft, Gewichtigkeit, Beweggrund, Sprung in Bewegung hinein?

Der Dichter mochte den Ausdruck „business of the moment“, den der Wiener Sprachphilosoph Ludwig Wittgenstein (1889–1951) geprägt hat. In jedem Augenblick stecke mögliche Erfüllung. „Portraits of a moment“ (Porträts des Augenblicks) dichterisch gestalten, darin sah Lax seine Lebensaufgabe, weil der Moment einen Keim in sich birgt, der sich zur Erfüllung hin entwickeln kann. Die Publizistin Sigrid Hauff, die eine Biografie über Lax verfasst hat, meint: Es gelingt ihm, „in seinen Momentaufnahmen zeitlose Wahrheiten aus dem Alltag herauszukristallisieren, mit spielerischer Leichtigkeit, philosophischer Tiefe und befreitem befreiendem Lachen“.

Robert Lax hinterließ ein umfangreiches Werk. Eine Veröffentlichung seiner Texte hat er nie gesucht. Er schickte sie stattdessen dem Archiv der Sankt-Bonaventura-Universität in New York, das man ihm dort eigens eingerichtet hatte. Meist waren es Freunde und Künstlergruppen, die seine Werke in bescheidenen Auflagen publizierten. Obwohl seine Bücher in kleinen Verlagen versteckt sind (auf Deutsch im Pendo Verlag), hat Lax einen weltweiten Leserkreis. Die Werke „gehören zu den Büchern, die ein Freund dem anderen weiterempfiehlt und die man immer wieder gerne verschenkt. Sie sind etwas Besonderes, das in der Flut der Veröffentlichungen auffällt. Der heitere Aspekt und meditative Wanderer wirkt wie ein ruhender Pol in jeder noch so unruhigen Umgebung“, schreibt Sigrid Hauff. Sie hat in ihrer Lax-Literatur-Liste 155 Buchtitel und 181 Texte in Zeitschriften, Anthologien und

Interviews aufgeführt. Die meisten Texte liegen allerdings noch unveröffentlicht im New Yorker Archiv.

Kennzeichnend für die Dichtung des Amerikaners sind Textsäulen, die auf dem Blatt von oben nach unten fließen, Wörter und Silben. Es sind oft lange Gedichte. Sie locken den Leser, sich bei diesem einen Wort, bei dieser einen Silbe niederzulassen. So auch im – gekürzten – Gedicht das man mit „Moment“ überschreiben könnte (Übersetzung Peter Wild): „Was / ist / bes- / ser // jetzt / hier / zu / sein // oder / dann / dort / zu / sein / ? // die / ein- / zige / möglichkeit / zu / sein // ist / jetzt / hier / zu / sein // jetzt hier / zu / sein // heißt / gegen- / wärtig / zu / sein ... hier / an / diesem / ort // hier / auf / dieser / in- / sel // hier / in / diesem / meer // hier / auf / dieser / erde // der / ein- / zige / ort / zu / sein // ist / hier / zu / sein // doch / hier / hat / um- / fassende // ma- / ße // jetzt / & / hier // hier / in / diesem / welt- / all // hier / in / diesem / uni- / ver- / sum // hier / im / geist / got- / tes // alle / hiers / sind / hier // alle / danks sind jetzt.“

Beim Lautlesen dieses Gedichts merkt man, dass der Atem dahin führt, die Gastfreundlichkeit jedes einzelnen Text-Moments wahrzunehmen: Er ist ja ein „Hier im Geist Gottes“. Robert Lax gab durch diese Form dem Geringsten mitten im Zivilisatorischen, Ökonomischen, Technischen, Bürgerlichen Aufmerksamkeit. Dadurch wurde das zurückgedrängt und zurückgelassen, was der Dichter und seine Freunde mit „New York“ verbanden: jene Wirklichkeit, die „im Eimer ist“ (Kerouac), die das Leben nicht neu erfinden mag.

Als ich in diesem Jahr zu seinem Geburtstag wieder einmal am Ufer des Ägäischen Meeres auf dem einsamen Schwimmpfad des Robert Lax saß und versuchte, ganz im „Moment“ zu sein, schaute ich in die lichte Weite der See. Und es kam mir vor, als ob ich den Philosoph der Achtsamkeit, den Dichter der Schöpfung, den Theologen der Liebe, den Seelsorger der Suchenden, den humorigen Geist im Blau des Himmels schelmisch blicken sähe. ←

Der Lärm der Shitstormer

Die Welt befindet sich in einem permanenten Erregungszustand, der oftmals von den wichtigeren Fragen ablenkt, beklagt der amerikanische Filmregisseur Steven Spielberg in der „Welt am Sonntag“. „Es ist sehr viel Lärm in der Welt da draußen, seit wir von sozialen Netzwerken umgeben sind ... Wann immer Sie heute einen Vorschlag machen, kommt sofort ein Gegenvorschlag von vermeintlichen Experten-Kritikern, die Sie entweder niederschreiben oder die Ihnen Ihre Werte stehlen.“ Innerhalb von kürzester Zeit werden „Meinungen von jedem zu absolut allem“ verbreitet. red

Rundfunk ohne Religion

Im Rahmen von Sparmaßnahmen streicht das Westschweizer Radio und Fernsehen RTS alle religiösen Sendungen. Ausgenommen davon ist nur die Übertragung von Gottesdiensten. RTS ist der öffentlich-rechtliche Rundfunk für die französischsprachigen Landesteile. -n

Die Seele erheben

Eine Wegbegleitung durch den Advent: Lectio divina mit dem Antwortpsalm des Sonntags.

Die biblischen Lesungen der Sonntage sind in ihrer Komposition ein guter Wegbegleiter durch den Advent. Wer sie als geistliche Schriftlesung, als *Lectio divina*, wahrnehmen möchte, ist eingeladen, dem Gespräch zwischen den Texten zu lauschen und den eigenen Ort darin zu finden. Die Antwortpsalmen der Adventssonntage bieten sich als besondere „Knotenpunkte“ der Texte an. Sie nehmen Motive der übrigen Lesungen auf und bringen sie in eine neue Perspektive.

Der Advent beginnt nicht mit Umkehr und Buße. Der Advent beginnt mit einem Versprechen Gottes. Er wird seinem Volk Israel Recht und Gerechtigkeit schaffen. Dem Haus Davids wird ein neuer Spross sprießen, dieser wird das Werkzeug der Verwandlung sein. Liest man das Sonntagsevangelium in der katholischen Liturgie von dieser Verheißung her (1. Lesung: Jer 33), verschwindet sein im Wortsinn erschütternder Unterton nicht, es tritt jedoch eine andere Linie als Hauptlinie hervor: „Erlösung naht“.

Nach diesem Verständnis der Liturgie kann „Advent“ bedeuten: auf Gottes weltverwandelnde Macht vertrauen. Je politischer man das denkt, desto gefährlicher werden die Aussagen – unbedingt so gewollt von der Bibel.

Der Antwortpsalm (Ps 25) greift das Erlösungsmotiv ebenfalls auf. Sein Kehrvers ist zugleich der Eingangvers des ersten Advent: „Zu dir, Herr, erhebe ich meine Seele“. Es ist die Antwort auf das Heilsversprechen Gottes. Die Seele zu Gott erheben – was für eine schöne Vorstellung und welch ein schönes Bild für Vertrauen. Ein Vertrauen, das sich auf den erlösenden Gott ausrichtet und die sprechende Seele selbst aufrichtet.

Genau dazu ermutigt das Evangelium: „Hebt eure Häupter, denn eure Erlösung ist nahegekommen“. Der Psalmvers holt im Vorhinein schon ein, wozu das Evangelium aufrufen wird. Der Grundton des Vertrauens ist gelegt. Gerechtigkeit, Erlösung, Vertrauen und Aufrichtigkeit gehören zusammen.

Der Psalm des ersten Advent bindet jedoch nicht nur die verschiedenen Motive zusammen. Er fügt auch einen ganz eigenen Ton ein: das Ich. Was der Prophet über Israel verkündet und wozu Jesus seine Jünger aufruft, das hat der Psalmist sich schon zu Herzen genommen. Der Aufruf ist ergangen, und der Psalmist spricht daraufhin sein Bekenntnis „Zu dir, Herr, erhebe ich meine Seele“. Damit ist der Psalm eine Einladung an alle Liturgiefeiernden, sich das Vertrauen des Psalmisten zu eigen zu machen und in seine Aussage einzustimmen, nicht allein Hörer zu bleiben, sondern selbst Sprecher zu werden. Der Psalm der Liturgie kann ein Knotenpunkt werden, der die Elemente miteinander verknüpft und zum Einsteigen in die Botschaft der biblischen Texte einlädt.

Vorschlag: Lesen Sie nach einem Moment der Stille Psalm 25, den Psalm des ersten Adventssonntags. Nehmen Sie sich kurz Zeit für ein Gespräch mit dem Text. Ich lese den Psalm: Worin äußert sich Gottes Gerechtigkeit? Was wünscht sich der Psalmen-Beter? Was lehrt er? Der Psalm liest mich: Wie verändert sich meine Woche, wenn ich den Vers im eigenen Namen spreche: „Zu dir, Herr, erhebe ich meine Seele“? Egbert Ballhorn

Hinweis: Beim Katholischen Bibelwerk ist erschienen: „Zeichen erkennen“ (Lesejahr C Lukasevangelium. Bibel lesen im Advent. Das Lectio-Divina-Projekt des Bibelwerks, 34 S., 14,80 €).

Um zu unterscheiden

Gerade um des allfälligen Dialogs willen braucht es klare Unterscheidungen. Ganz auf der Spur seiner bisherigen Bücher legt der Bonner Theologe Karl-Heinz Menke Studien zur Einzigkeit Jesu Christi und damit zum unterscheidend Christlichen vor. Kritisch gegenüber pluralistischer und vergleichender Religionstheologie, stellt er die Konkretheit des Glaubens an den menschgewordenen Gottessohn in den Mittelpunkt: Jesus Christus ist „die Anwesenheit Gottes selbst“ und nicht nur deren Mittler. „Kein Mensch außer Jesus Christus ist die Liebe, die stärker ist als das Sinnlose.“

Entscheidend dabei ist die „deszendente“, also herabsteigende, Bewegung des „heruntergekommenen“ Gottes bis zum Kreuz, durchaus in kritischer Spannung zu allen religiösen „Aufwärtsbewegungen“ und transzendierenden Höhenflügen in allen Religionen sonst. „Wo immer das Christentum sein Wesen außerhalb der inkarnatorischen Bewegung von oben nach unten, vom Abstrakten ins Konkrete gesucht hat“, war die „gnostische“ Gefahr groß, die Abwertung von Kosmos, Materie

und vor allem von Geschichte. Überall, wo Menke sich dieser Gefahr auch in der neueren Theologie widmet, werden seine erhellenden Auslegungen so unumstößlich, dass sich auch Gegenfragen nahelegen. Aber die genaue Darstellung, der historische und systematische Tiefenblick und die brillante Verdichtung der Argumente machen dieses Buch zu einem ebenso lehrreichen wie orientierenden Arbeitsbuch.

Ausgesprochen nützlich, bisweilen eigenwillig zugespitzt ist die Darstellung jüngerer Kontroversen, etwa zwischen den Kardinälen Joseph Ratzinger und Walter Kasper über das Verhältnis von Ortskirchen und Weltkirche. Einzelne Abschnitte – beispielsweise zu Edith Stein unter dem Titel „Christsein als Stellvertretung, oder: Die Patronin Europas“ – sind theologische Meisterstücke. Gotthard Fuchs

Karl-Heinz Menke
Das unterscheidend Christliche
Beiträge zur Bestimmung seiner Einzigkeit (Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2015, 592 S., 39,95 €)

Kirche der Freiheit Christi

Die Moderne könnte für das Christentum eine Chance sein – sofern es sich auf seinen Kern zurückbesinnt.

Christlicher Glaube und Moderne schließen sich nicht aus. Im Gegenteil: Das Christentum kann für Menschen von heute ein Schlüssel zur Deutung ihres Lebens sein – allerdings nur, wenn es sich auf den Kern seiner frohen Botschaft und befreienden Hoffnung besinnt. Bei einer Tagung der Katholischen Akademie Freiburg zusammen mit der theologischen Fakultät legten der Fundamentaltheologe Magnus Striet und der Kölner Philosoph Armin Wildfeuer dar, dass genau hier das Christentum und die Moderne ihre Schnittmenge finden können: „Im Zeichen des Kreuzes“, wie die Veranstaltung überschrieben war.

Spätestens seit der beginnenden Neuzeit sei der Menschheit „die Idee der Freiheit eingeschrieben“, erläuterte Striet. Immanuel Kant habe den Menschen als freies, autonomes Wesen beschrieben, das zugleich ethisch achtsam handeln solle. Seit diesem „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ sind laut Striet nur noch Gottes- und Glaubensvorstellungen akzeptabel, die dem Maßstab der Freiheit standhalten. Das treffe bei dem biblischen Glaubensverständnis zu, das wiederzugewinnen sei, so Striet zuversichtlich. Mit Augustinus und seiner Gotteslehre sowie seinem „Erbsündenkonstrukt“ seien Kirche und Theologie leider bereits im vierten Jahrhundert lehrmäßig falsch abgebogen. „Die Theologie des Augustinus hat sich höchst fatal ausgewirkt“, erläuterte Striet bereits in seinem Buch „In der Gottesschleife“. Die Rede des Augustinus etwa von der Vorherbestimmung führe zu „heillosen Widersprüchen“, wenn man mit der Freiheit des Menschen rechnet. Die Folge: Der christliche Gott werde „bis heute ... mit einem freiheitsrepressiven Gott, einem Gott der Vorschriften identifiziert.“

Man könnte auch sagen: mit einem „Gott der Philosophen“. So drückte es Armin Wildfeuer aus. Er entfaltete, dass „die Torheit des Kreuzes ... dem hellenistischen Denkhorizont nicht vermittelbar“ gewesen sei. Deshalb habe die Theologie im Mittelal-

ter, anknüpfend an platonische und neuplatonische Traditionen, in einem übersteigerten Maß theoretisch über Gott nachgedacht. Dabei formulierte sie philosophisch-spekulative Prinzipien, die auf Gott angewendet wurden. Etwa: Wenn es Gott gibt, dann muss er unwandelbar, allmächtig, radikal transzendent sein. „Es war der Versuch, die Vernünftigkeit des Glaubens anhand der herrschenden theologischen Denkmuster zu zeigen“, so Wildfeuer. Damit habe man Gott aber Eigenschaften zugesprochen, „für die es biblisch keinen Anhalt gibt“. Auch der Kölner Philosoph plädierte deshalb dafür, diese Denkfiguren hinter sich zu lassen. Dann sei das Christentum auch heute anschlussfähig. Denn: „Die Religionskritik der Moderne trifft nicht den christlichen Gott.“

Aber wird bei diesem Ansatz nicht zu idealistisch von Freiheit gedacht? Sind wir wirklich so frei, wie es die „Freiheits euphorie der beginnenden Neuzeit“ (Striet) meint? Die Human- und Sozialwissenschaften haben dazu gewisse Zweifel geweckt. Vor allem sind es Erkenntnisse der Hirnforschung, die nahelegen, dass bewusste Handlungen des Menschen unbewusst zumindest vorbereitet werden. Diese Einwände kennt natürlich auch Striet. „Dass der Mensch nur relativ frei ist, er als ein soziales und vergesellschaftetes Wesen sich unter den Bedingungen vollzieht, in die er hineingeboren wird, sollte unstrittig sein“, räumt er in seinem Buch ein. Wie er auf der Tagung ausführte, sei das Entscheidende aber, dass der Mensch um diese Bedingungen wisse und „sich in ein selbstbestimmtes Verhältnis dazu setzen“ könne.

Wie die Begegnung von Moderne und Christentum auf dem Feld der Freiheit aussehen kann, ist eine Frage an die Praxis. Der Freiburger Erzbischof Stephan Burger erinnerte an die französische Initiative des „Proposer la foi“ (den Glauben anbieten), die die dortigen Bischöfe bereits vor zwanzig Jahren als Leitprinzip formulierten. Burger bemerkte, dass die Kirche sich „in grundlegender Weise auf die neuzeitliche Freiheitsidee“ bezogen wisse. Dennoch sei die Rolle der Kirche ambivalent gewesen. Die Freiheit bleibt als große biblische Herausforderung aktuell auch für die Kirche von heute, als Kirche der Freiheit in der Freiheit Christi. *sl.*



DIE SCHRIFT
Anstößige Texte (82)

Vorläufer – im Rückblick

Johannes der Täufer tritt in allen vier neutestamentlichen Evangelien vor dem Beginn des Wirkens Jesu auf. Was zunächst wie ein Ausdruck besonderer Wertschätzung wirkt, ist in Wirklichkeit eine Problemanzeige: Die urchristliche Überlieferung musste Johannes integrieren, weil er die Christusverkündigung belastete. Dass dieser Gedanke ungewohnt ist, zeigt, wie gut die Integration gelungen ist.

Tatsächlich bieten die Evangelien ein eindeutiges Bild von Johannes als *Vorläufer Jesu*. Er tritt auf als Bote des nahen Gerichts, der zu Umkehr und Taufe aufruft und den kommenden Geist- und Feuertäufer ankündigt (beispielsweise Mt 3,7–12). Durch Schriftzitate wird der Täufer als verheißene Gestalt gekennzeichnet: Er bereitet den Weg des Herrn (Jes 40,3), und dieser Herr ist in christlicher Sicht Jesus; Johannes ist der „Bote vor deinem Angesicht, der deinen Weg bereiten wird“ (siehe Ex 23,20/Mal 3,1) – ein Gotteswort, das auf Jesus bezogen wird (Mk 1,2; Mt 11,10; Lk 7,27).

Angesichts dieses Befundes fällt umso mehr auf, dass die *Verkündigung* Johannes' des Täufers nicht auf Jesus verweist. Dies ist jedenfalls das Bild, das sich aus den ersten drei Evangelien ergibt. Das Johannesevangelium geht auch hier eigene Wege. Nach Markus, Matthäus und Lukas kündigt Johannes den kommenden Richter als denjenigen an, der mit Heiligem Geist (Mk 1,8) oder mit Heiligem Geist und Feuer (Mt 3,11; Lk 3,16) taufen wird. *Wer* dieser Richter ist, sagt er nicht. Matthäus und Lukas überliefern eine Szene, in der Johannes aus dem Gefängnis anfragt, ob Jesus jener Kommende sei (Mt 11,3; Lk 7,19). Dabei ist nicht zu erkennen, dass Johannes in seiner Überzeugung unsicher geworden wäre. Es ist nicht gemeint: „Bist du wirklich, wie ursprünglich gedacht, der Kommende, oder müssen wir doch auf einen

anderen warten?“ Zwar rechnet Johannes dieser Szene zufolge mit der Möglichkeit, dass Jesus der Kommende ist. Das ist ein deutlicherer Jesus-Bezug als in der Darstellung von Auftreten und Botschaft des Täufers am Beginn der Evangelien. Als Zeuge für Jesus erscheint Johannes aber auch hier nicht.

Nur im Matthäusevangelium findet sich vor der Taufe Jesu ein Dialog, in dem Johannes die Größe Jesu erkennt: „Ich müsste von dir getauft werden, und du kommst zu mir?“ (Mt 3,14) – eine deutliche Anspielung darauf, dass Jesus der vom Täufer angekündigte Geist- und Feuertäufer ist (3,11). Aber auch Matthäus macht dieses Urteil über Jesus nicht zum Inhalt der Botschaft des Johannes.

Der dargestellte Befund lässt sich nur durch die Annahme erklären, dass die Verkündigung des historischen Täufers nicht auf Jesus ausgerichtet war. Die urchristliche Überlieferung, die den Evangelien nach Markus, Matthäus und Lukas vorausging, hätte entsprechende Aussagen des Täufers sicher nicht unterdrückt, da sie genau der Tendenz entsprochen hätten, die ihre Deutung des Täufers als Vorläufer Jesu prägte. Dass das vierte Evangelium Johannes zum ausdrücklichen Zeugen für Jesus macht (1,29–34: „Seht, das Lamm Gottes ...“), kann nur als Weiterentwicklung der urchristlichen Täuferüberlieferung verstanden werden. Diese gestaltet der Evangelist Johannes genauso konsequent um wie die Verkündigung Jesu. Wie Jesus im Johannesevangelium sich selbst verkündet (und nicht das Reich Gottes), so ist er bereits Inhalt der Botschaft des Täufers. Noch offen ist die Frage: Warum ist Johannes im Verlauf der Überlieferung immer stärker in die urchristliche Christusverkündigung eingeordnet worden? Welches Problem dadurch gelöst wurde, ist Thema der nächsten Folge. *Gerd Häfner*

Lieber reparieren statt wegwerfen

Umwelt- und Verbraucherverbände fordern, dass Haushaltsgeräte oder sonstige industrielle Produkte, die defekt sind, besser repariert statt weggeworfen werden. Anlässlich der Europäischen „Abfallvermeidungswoche“ übergaben Mitglieder des „Runden Tisches Reparatur“ Umweltstaatssekretär Jochen Flasbarth einen Katalog mit Forderungen. So soll der Zugang zu Ersatzteilen verbessert werden. Die Hersteller sollten genauer über Markengeräte informieren. Außerdem solle der Mehrwertsteuersatz auf Reparaturen und Gebrauchsgüter reduziert werden.

Flasbarth erklärte: „Wer Abfall vermeidet, spart Ressourcen.“ Auf der einen Seite

müsse man „Rohstoffe und Materialien effizienter nutzen, auf der anderen Seite Abfälle vermeiden.“

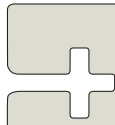
Umfragen zeigen aber, dass der Trend in die andere Richtung geht. Eine Studie des Umweltbundesamtes, der Universität Bonn und des Öko-Instituts hatte nachgewiesen, dass der Anteil der großen Haushaltsgeräte, die nach weniger als fünf Jahren ausgetauscht werden, von 2004 bis 2012 um mehr als das Doppelte, auf 8,3 Prozent, anstieg. Bei zwei Dritteln der ausgetauschten Geräte waren technische Defekte ausschlaggebend. Die Frage, ob Hersteller diese bewusst so planen, ist noch offen. Aber auch die Verbraucher wollen ihre Geräte – vor

allem Fernseher – immer kürzer nutzen. 2012 hatten sechzig Prozent der ausrangierten Fernseher noch funktioniert.

Eine Studie von „Greenpeace“ kam beim Thema Kleidung zu einem ähnlichen Ergebnis. Oberteile, Hosen und Schuhe werden nur kurze Zeit getragen. Fast jeder Zweite sortiert sie innerhalb eines halben Jahres aus. Spätestens nach drei Jahren ist mehr als die Hälfte dieser Kleidungsstücke ausgemustert. Nur jeder Fünfte gab an, Kleidung nur dann wegzugeben, wenn sie kaputt ist oder nicht mehr passt. Zwei von drei Deutschen trennen sich von intakten Kleidungsstücken, weil sie sie nicht mehr mögen, vier von zehn weil sie aus der Mode sind.

Nur jeder siebte Erwachsene hat in der jüngeren Vergangenheit Kleidung reparieren lassen, jeder zweite noch nie. Mehr als die Hälfte der 18- bis 29-Jährigen ist noch nie zum Schuster gegangen, bei den über Sechzigjährigen betrifft das nur jeden fünften.

Der „Runde Tisch Reparatur“ wirft der Politik Untätigkeit vor. „Bis jetzt wurde der Reparatursektor vernachlässigt.“ Noch immer gebe es allerdings rund 10000 Fachhändler und freie Werkstätten, die Reparaturen durchführen. Auch viele Verbraucher haben sich inzwischen selbst organisiert. In über 150 Selbsthilfewerkstätten, sogenannten „Repair Cafés“, helfen Freiwillige, alte Sachen wieder auf Vordermann zu bringen. *at*



LITURGIE IM LEBEN

Versperrte Sicht

Was den reichen Zöllner Zachäus so neugierig auf Jesus gemacht hat, darüber schweigt sich die Erzählung des Lukasevangeliums aus. Vermerkt ist allein, dass er gern sehen wollte, „wer dieser Jesus sei“ (19,3). Weil ihm aber die Sicht auf den Mann versperrt ist, den er nicht länger nur vom Hörensagen kennen, sondern einmal selbst gesehen und erlebt haben will, entschließt er sich, vorauszugehen auf dem Weg, den „dieser Jesus“ – wie er annimmt – nehmen wird. Und um, wenn Jesus vorbeikommt, nicht neuerlich eine versperrte Sicht zu haben, klettert er auf einen Maulbeerfeigenbaum – und wartet.

Zachäus gehört zu den adventlichen Gestalten der neutestamentlichen Erzählungen. Er macht sich auf, etwas zu erleben, was er nicht kennt und von dem er bestenfalls Unterschiedliches gehört hat. Seine eingeschränkte Sicht ist ihm nicht Grund zu jammern, sondern wird ihm zum Anlass, selbst tätig zu werden, neu

und anders zu handeln. Vielleicht hat sich das Eigentliche für Zachäus darin schon ereignet, dass er seine versperrte Sicht erkennt, kehrtmacht und auf einen Baum steigt, um eine neue Perspektive zu bekommen. Vielleicht ist die Zeit, in der er auf dem Ast sitzt und wartend Ausschau hält, der Moment, in dem er zur Besinnung kommt und mit anderen Augen auf sein Leben blickt.

Das Violett der liturgischen Gewänder der Adventszeit hält genau das wach. Violett ist die Farbe des Übergangs und der Verwandlung. Der Advent gibt die Chance, im Warten auf den ganz anderen selbst „zur Besinnung zu kommen“, um neu und anders zu handeln, zu leben.

Das muss nicht unbedingt so enden wie bei Zachäus, der am Ende gleich die Hälfte seines Vermögens verschenken will. Wer sich darauf einlässt, könnte jedoch die gleiche Erfahrung machen: dass „heute diesem Haus das Heil geschenkt worden“ ist (19,9). *Matthias Mühl*

ERSTER ADVENTSSONNTAG (C), 29. NOVEMBER 2015

1. Lesung: Für David einen Spross, für Jerusalem Sicherheit (Jer 33,14–16).

2. Lesung: „Der Herr lasse euch wachsen in der Liebe“ (1 Thess 3,12–4,2).

Evangelium: Zeichen an Gestirnen, die Menschen haben Angst (Lk 21,25–28.34–36).

AN DEN WERKTAGEN

Mo., 30.11.: Hl. Andreas, Apostel, Les.: Röm 10,9–18, Ev.: Mt 4,18–22.

Di., 1.12.: Dienstag der ersten Adventswoche, Les.: Jes 11,1–10, Ev.: Lk 10,21–24.

Mi., 2.12.: Les.: Jes 25,6–10a, Ev.: Mt 15,29–37; oder hl. Luzius, Bischof, Märtyrer.

Do., 3.12.: Hl. Franz Xaver, Glaubensbote in Indien und Ostasien, Les.: Jes 26,1–6, Ev.: Mt 7,21.24–27.

Fr., 4.12.: Les.: Jes 29,17–24, Ev.: Mt 9,27–31; oder sel. Adolph Kolping; oder hl. Barbara, Märtyrin; oder hl. Johannes von Damaskus, Kirchenlehrer.

Sa., 5.12.: Les.: Jes 30,19–21.23–26, Ev.: Mt 9,35–10,1.6–8; oder hl. Anno, Bischof von Köln.

Stundengebet: Erste Psalmenwoche.

AUTOREN DIESER AUSGABE

Jakob Paula, Pfarrer und Hausgeistlicher im Karmel Heilig Blut in Dachau.

Gotthard Fuchs, Dr. phil., Priester und Publizist, Wiesbaden.

Michael Merten, hat Geschichte und Politik studiert, Korrespondent der Katholischen Nachrichten-Agentur für die Region Saarland, Luxemburg und Trier.

Engelbert Groß, Dr. theol., Professor für Didaktik der Religionslehre, Katechetik und Religionspädagogik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.

Egbert Ballhorn, Dr. theol., Professor für Theologie und Exegese des Alten Testaments an der TU Dortmund.

Gerd Häfner, Dr. theol., Professor für Neues Testament an der Ludwig-Maximilians-Universität München; der Autor betreibt einen bibelwissenschaftlichen Blog unter www.lectiobrevior.de.

Matthias Mühl, Dr. theol., Diakon und Studiendirektor, Dozent für Dogmatik an der Fachakademie für Pastoral und Religionspädagogik, Freiburg.

ZU WEIHNACHTEN

Der CIG – mein bestes Geschenk

Das deutsche Wort „schenken“ wird auf das Althochdeutsche *skenken* zurückgeführt, womit das Einschenken eines Getränks in ein Trinkgefäß gemeint war. Es ging also wörtlich um das Austeilen einer – hoffentlich – guten flüssigen Gabe. Erst im Spätmittelhochdeutschen bekam das Wort die heutige, am meisten gebrauchte Bedeutung: etwas von Herzen geben und teilen, ohne eine Gegenleistung zu erwarten. Wer ein Abonnement von CHRIST IN DER GEGENWART als Weihnachtsgeschenk an Freunde, Eltern, Kinder, Enkel, Geschwister oder Bekannte verschenkt, teilt etwas Besonderes mit. Es sind Woche für Woche Inhalte, die sich alles andere als verflüssigen: eine geistige Gabe, die verbindet und religiös stärkt. Es geht um gute Gedanken, Infor-

mationen und wegweisende Beiträge für ein modernes religiöses Leben: journalistisch-kritisch, anregend, hoffnungsvoll; ein Schatz, den man mit jenen teilt, die einem wichtig und wertvoll sind.



Als Dank für das Geschenkabonnement erhalten Sie das Buch „Gott blickt uns an“. Der Autor, der Trierer Bischof Stephan Ackermann, nimmt in lebendiger Sprache die Advents- und Weihnachtszeit spirituell aufgeschlossen in den Blick und legt deren Bibeltexte lebensnah aus. Dieser CIG-Ausgabe Nr. 48

liegt eine entsprechende Bestellkarte für das Geschenkabonnement bei (Tel. 0761 2717-200).

Wir wünschen einen gesegneten Advent.

Ihre CIG-Redaktion

NEUE BÜCHER UND KALENDER

Jörg Jeremias

Theologie des Alten Testaments

Reihe: Grundrisse zum Alten Testament. Das Alte Testament Deutsch, Ergänzungsreihe, Bd. 6 (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2015, 502 S., 79,99 €)

Lorenz Oberlinner, Ferdinand R. Prostmeier (Hg.)

Jesus im Glaubenszeugnis des Neuen Testaments

Exegetische Reflexionen zum 100. Geburtstag von Anton Vögtle. Reihe: Herders Biblische Studien, Bd. 80 (Herder, Freiburg 2015, 256 S., 45 €)

Melanie Peetz

Emotionen im Hohelied

Eine literaturwissenschaftliche Analyse hebräischer Liebeslyrik unter Berücksichtigung geistlich-allegorischer Auslegungsversuche (Herder, Freiburg 2015, 480 S., 65 €)

RELIGIÖSE KALENDER

Liturgischer Wochenkalender 2015/2016

Mit einer Einführung zur Apostelgeschichte von Thomas P. Osborne (34 cm × 23 cm, Österreichisches Katholisches Bibelwerk, Klosterneuburg, 32,50 €)

365mal Gottes Wort

Schriftlesungs-Kalender: in Lederoptik rot oder grün: 6,50 €; in Lederhülle schwarz eingesteckt, jährlich auswechselbar mit

bleibendem Adressteil: 9,90 €; in Feinleinenstruktur rot oder grün: 5,50 €; als Buchblock ohne Einband für bereits vorhandene Lederhülle: 3,50 € (Action 365, Frankfurt a. M.)

FÜR JUGENDLICHE

Mini 2016

Der Taschenkalender für Ministranten & junge Christen (St. Benno, Leipzig, 160 S., 5,95 €, ab 25 Exemplaren 3,95 €)

Fröhlich durch das Kirchenjahr 2016

Der neue Mini-Kalender (13 Kalenderblätter, 21 cm × 42 cm, St. Benno, Leipzig, 4,95 €, ab 25 Exemplaren 3,75 €)

Ministranten-Wandkalender

Mit beigelegtem „Mini“-Poster (26 S., 22 cm × 21 cm, Butzon & Bercker, Kevelaer, 5,95 €)

Kaktus

Der Taschenkalender. Hg. von Stefan Liesenfeld (Neue Stadt, Oberpfarrmünster, 144 S., 7,95 €)

Die Bibel Tag für Tag 2016

Du bist vertraut mit all meinen Wegen (12 cm × 19 cm, Katholisches Bibelwerk, Stuttgart, 221 S., 4,95 €)

Mutig ist alleine tanzen

Texte von Menschen mit geistiger Behinderung. Literarischer Wochenkalender 2016 (DIN-A4-Format, Die Wortfinder e. V., Bielefeld 2015, 62 S., 16 €)

IMPRESSUM

CHRIST IN DER GEGENWART
Katholische Wochenzeitschrift
Begründet von Karl Färber.

Verlag Herder GmbH
Postanschrift:
D-79080 Freiburg i. Br.
2065 ISSN 0170-5148

www.christ-in-der-gegenwart.de

Chefredakteur: Johannes Röser.

Redaktion: Jürgen Springer.

Anschrift: Hermann-Herder-Str. 4, D-79104 Freiburg,

Tel.: 0761/2717-276, Fax: -243, E-Mail: cig@herder.de.

Abonentenservice: Tel.: 0761/2717-200. Fax: -222; E-Mail: aboservice@herder.de.

Anzeigen und Beilagen: Bettina Haller, Tel: 0761/2717-456, Fax: -426,

E-Mail: anzeigen@herder.de, Anzeigenpreisliste Nr. 39.

Druck: Poppen & Ortman – Druckerei und Verlag KG, Freiburg.

Preise (unvbl. Empf., inkl. MwSt): halbjährlich € 48,10 (Studenten € 31,30) zzgl.

€ 15,60 Versand (D)/sFr 64,00 zzgl. sFr 31,20 Versand. Kündigungsfrist: 4 Wochen zum Ende des Berechnungszeitraums. Gedruckt auf umweltfreundlichem Papier.

